



Mit Bach gegen die Erkältung

Zu den verblüffenden Nebeneffekten von der aktiven Beschäftigung mit Musik

Vor rund 20 Jahren, im August des Jahres 1989, erschien eine Buchbesprechung im „Spiegel“ mit der Überschrift „Droge Cello“. ¹ Der Untertitel: „Durch ‚Einzelhaft am Klavier‘ zum ‚Wunderkind‘?“ Dem Redakteur war eine Publikation in die Hände gefallen mit dem Titel: „Leben für Musik“. ² Das klang nach einem glühenden Bekenntnis zur bürgerlichen Musikkultur, nach dem rührenden Versuch, der Null-Bock-Stimmung einen deutlich gestrigen Lebensentwurf entgegenzusetzen. Eigentlich nichts für den „Spiegel“.

Der Inhalt des besprochenen Buches jedoch barg etwas ganz anderes, durchaus Überraschendes, das so gar nicht in die Welt der schlecht besuchten Kirchenkonzerte und der geschlossenen Musikschulen passen wollte: die Ehrenrettung der abendländischen Musikpflege – gerade zum richtigen Zeitpunkt. Das Buch stammt von dem damaligen Professor für Musikpädagogik an der Paderborner Universität Hans Günther Bastian. Diese Studie über musikalische „Wunderkinder“ bewies, dass wir mit dem Bild, das wir gemeinhin von musikalischen Hochbegabungen haben, offenbar total falsch liegen.

Mit Wunderkindern hatten wir bis dahin blutleere, unsportliche Einzelgänger verbunden, die tagein, tagaus an ihrem Instrument verbringen. Wir assoziierten dahinter ein schlimmes System und dachten an russische Eiskunstlauf-Trainerinnen, vom Ehrgeiz zerfressene Tennissväter – Eltern also, die eine sinnenferne und untergehende Kultur unterstützen und dabei bemitleidenswerte „elterliche Drillprodukte“ hervorbringen, die nur eines kennen: ihre geliebte Musik, für die sich sonst niemand interessiert.

Das Gegenteil konnte Bastian belegen. Er beschreibt in den Biographien der Jugendlichen einen Regelkreis, der die Arbeit am Instrument nicht als Belastung erfahren lässt, sondern als ein Sonderweg zur Entfaltung der Persönlichkeit. Viele der untersuchten Hochbegabungen stellten sich nämlich als Mehrfach-Talente heraus. Eine Oboistin schrieb erfolgreich Lyrik, ein Klarinetist wurde für eine Studie zur Judenverfolgung seiner Heimatstadt ausgezeichnet, ein von Bastian befragter Posaunist kopierte in sei-

ner Freizeit Dürer-Bilder. Fast alle Probanden waren gute bis hervorragende Schüler, häufig fand er unter ihnen Klassensprecher – von sozialer Isolation also keine Rede.

Bastian schloss aus dieser Studie, dass die intensive Beschäftigung mit klassischer Musik offenbar mit Intelligenz, auch mit sozialer Intelligenz korreliert. Er verwies auf die Stetigkeit, mit der das Instrument bedient werden muss, auf die Konzentrationsfähigkeit und das Selbstmanagement, das zu jeder Musikausübung nötig ist.

Die Frage blieb offen: Ist die aktive Beschäftigung mit klassischer Musik der Grund für die Transfereffekte, oder haben die Hochbegabung und die schulische Leistung vielleicht nur dieselben Wurzeln – zum Beispiel in einem engagierteren und reichen Elternhaus? Macht Musizieren tatsächlich fitter?

Bastian erkannte diese Einwände und weitete seine Studien folgerichtig auf „normale“ Kinder und auf Unterschicht-Kinder aus: Er sammelte insgesamt sechs Jahre lang mehr als eine Million Daten zur Leistungsfähigkeit von Berliner Grundschulern aller Schichten – mit und ohne aktive Beschäftigung mit Musik. ³ Er verfolgte also erstmalig die Persönlichkeits- und Leistungsveränderungen, die sich im Zuge von einem individuellen Musikunterricht einstellen und verglich diese Ergebnisse mit Kontrollgruppen, die eben keinen Musikunterricht erhalten hatten.

Die Ergebnisse sind bekannt: Unter dem Strich konnte er belegen, dass Musikerziehung die Persönlichkeitsentwicklung von Grundschulkindern äußerst positiv beeinflusst. Im Einzelnen bewirkt die intensive Beschäftigung mit Musik offenbar

- eine Verbesserung der sozialen Kompetenz
- eine Steigerung der Lern- und Leistungsmotivation
- einen bedeutsamen IQ-Zugewinn,
- eine Kompensation von Konzentrationsschwächen,
- eine Verbesserung der emotionalen Gesamt-Befindlichkeit,
- eine Reduzierung von Ängsten und
- überdurchschnittlich gute schulische Leistungen trotz zeitlicher Mehrbelastung.

Der Musikpsychologe traf mit seiner Aufzählung dieser Transfereffekte ⁴ übrigens überraschend genau den Katalog der Schlüsselqualifikationen, den heute kluge Personalchefs bei der Einstellung von neuen Mitarbeitern im Auge haben. Ob im Klavierduo, in der Rockgruppe, im Posaunenchor, im Akkordeonorchester oder in der Feuerwehrkapelle – die Persönlichkeitsmerkmale, die ein junger Mensch erwerben muss, um im privaten, im gesellschaftlichen und im beruflichen Miteinander zu bestehen, werden beim gemeinsamen Musizieren exzellent trainiert. ⁵

In Amerika gibt es heute folgerichtig „Assessment Centers“ (Personalabteilungen von großen Firmen), die in Bewerbungsunterlagen ein dickes Ausrufungszeichen

hinter langjähriges Singen im Chor machen. Sie wissen, warum sie bei solchen Mitarbeitern richtig liegen, die eine Auszeichnung in einem klassischen Musikwettbewerb bekommen haben.

Wohlgemerkt einem klassischen. Denn: Ein in klassischer Musik ausgebildeter Jugendliche verrät viel über seine Lebenseinstellung. Dieser Jugendliche weiß mit Sicherheit, dass Mühe Vergnügen machen kann. Er hat nicht die Abkürzung über die Popmusik genommen, in der sich durch Aussehen und viel technisches Brimborium viel schneller Erfolge verzeichnen. Dort ist der Aufwand im Vergleich zu klassischer Musik – ich schätze mal – 1:1000.

Der klassische Musikschüler oder Bläser in einem Posaunenchor belegt durch sein Hobby, dass er den modernen Märchenerzählern nicht auf den Leim geht – den Märchenerzählern, die uns glauben machen wollen, mit ein bisschen Melodiegesäusel oder -gequetsche, einer angesagten Frisur und dem passenden Gesicht ließe sich ein Superstar werden. In Zahlen: Sollte er mit 18 mal bei uns an der Hochschule in Detmold Berufsmusiker werden wollen, kann sofort wieder nach Hause gehen, wenn er nicht mindestens 10.000 Stunden in seine Kunst investiert hat. 10.000 Stunden neben der Schule wohlgemerkt. Superstar geht eben viel schneller ...

Eigentlich geht es mir hier und heute natürlich nicht um professionelle Größenordnungen. Aber um ein ähnliches Prinzip. Denn der Jugendliche, der sich dem Instrumentalunterricht aussetzt, übt quasi gegen die von den Medien propagierte „Ich-Sofort-Alles“-Mentalität an. Er kämpft gegen die moderne Lebenseinstellung, die Soziologen „vagabundierendes Interesse“ nennen.

Was meine ich damit? Die Vorbilder unserer Gesellschaft fragen sich heute nicht: „Ist heute Donnerstag? Dann ist heute Probe“, sondern sie fragen sich: „Was könnte ich heute mal machen? Fernsehgucken? Kneipenbummel? Kino? Posaunenchor?“. Dieses vagabundierende Interesse ist schlecht für Vereine, schlecht für Chöre, schlecht für Bürgerinitiativen, übrigens auch schlecht für Parteien. Ich sag mal: Schlecht für uns alle.

Aber bevor dies hier eine flammende Rede für die Rückkehr zu den Idealen unserer Großväter wird, noch einige hochmoderne Erkenntnisse zum Stellenwert von Musik in unserem Leben. Die oben zitierten Erkenntnisse Bastians fanden Unterstützung von einer Seite, von der die Musiker sie nicht erwarteten: von der Hirnforschung. Die bildgebenden Verfahren geben heute nämlich die Möglichkeit, Musikmachen und Musikhören in gewisser Weise zu „objektivieren“. Mit dieser Technologie werden die neuronalen Feuerwerke sichtbar, die das Hören des Verdi-Requiem oder das Spielen einer Gabrieli-Sonate in uns auslösen.

Wir wissen heute beispielweise, dass unsere geistige Mobilität wesentlich davon abhängig ist, ob und wie intensiv wir beide Hirnhälften benutzen. Wir finden das Sprachzentrum auf der linken Schlafenseite, hier werden nacheinander stattfindende Ereig-

nisse verarbeitet – die rechte Hirnhälfte verarbeitet eher gleichzeitig geschehende Ereignisse. Rechts ist eben das Zentrum des räumlichen, integrativen Denkens, das das Ganze der auf uns eindringenden Eindrücke erfasst.

Die Verarbeitung von Musik nun findet nicht nur links und rechts gleichzeitig statt, sondern an noch mehr Stellen des Gehirns – wegen des emotionalen Engagements: Links und rechts, weil Musik nun einmal aus Melodie und Harmonie besteht (also aus nacheinander und gleichzeitig stattfindendem), und weil man ja die Richtung bestimmen muss, aus der die Signale kommen.

Im Gegensatz zur Tanzmusik erfordert schon allein das Hören von kompliziert gebauter Musik Konzentration – und zwar aus folgendem einfachen Grund: Unser Gehirn sucht in dem unübersichtlichen Fluss von Informationen immer nach ganzheitlich erfassbaren Abschnitten. Wir hören also Musik, die wir noch nicht kennen, nicht wie das Zählwerk eines Tonbandgerätes, kontinuierlich, sondern suchen laufend Marken, die uns Sinnabschnitte anzeigen – genauso, wie wir dies mit Sprache tun.

Wir können gar nicht anders. Auch in der Sprache suchen wir immer nach diesen so genannten „chunks“, also handlichen Sinn-Paketen. Wenn die chunks nicht mit der Hebung und Senkung der Stimme und durch Pausensetzung markiert werden, wird das Verstehen mühevoll. Bei der Sprache kennen Sie das alle: Es gibt Langweiler, die einem das Finden von Sinnabschnitten schwer machen.⁶

Also: Unser Gehirn hat an Einzeltönen kein Interesse. Melodien können wir dann leicht begreifen, wenn wir sie als zusammenhängende Einheit auffassen können – eine späte Erklärung dafür, warum die Musik der Wiener Klassik (Mozart und Haydn) so attraktiv auf uns wirkt und andererseits Atonale Musik (Musik, die aus ideologischen Gründen den harmonischen Zusammenhang vermeidet) so sperrig ist. So sehr es den Neurobiologen leid tut: Neue Musik ist eine unglaubliche Herausforderung an die spezielle Datenverarbeitungsweise unseres Gehirns – böse ausgedrückt: Sie geht uns schlicht gegen die Natur.⁷

Es sei denn, diese Neue Musik setzt in allen ihren Bestandteilen auf Simplizität.

Wenn sie das tut, ist sie der klassischen Musik in der Verarbeitungsgeschwindigkeit sogar weit überlegen. Genau das geschieht in der Volksmusik, in der Popmusik und im Rock: Ein harmonischer Fundus, der dürftiger nicht sein kann (zwei bis drei Griffe auf der Gitarre), Häppchenstruktur und ein denkbar karger Fundus an immer gleichen melodischen und textlichen Versatzstücken macht uns den Zugang zu dieser Art von Musik so einfach.⁸

Der große Reiz der Popmusik (ich beziehe den Musikantenstadl und Rockpalast mit ein) besteht darin, dass sie mit denkbar wenigen Schablonen arbeitet. Nicht ist ungewohnt, nichts macht beim Erfassen und Abspeichern irgendeine Mühe. Fast alles ist ahnbar. Unser Gehirn findet das klasse. Das ist die gute Botschaft. Die schlechte liegt auch auf der Hand: Es verkümmert dabei. Und dementsprechend gibt es Menschen, die langweilen sich beim Hören von Pop zu Tode.

Unabhängig davon, ob unser Verstand beim Hören von Musik mehr oder weniger zu tun bekommt (je nach Machart der Musik) erhält unser gesamter Gefühlsapparat immer beim Musikhören Nahrung, und zwar bevor wir die Musik gedanklich zu dechiffrieren beginnen. Der Weg der Reizleitung führt immer vom Gefühl zum Verstand, nicht umgekehrt. Noch bevor die eintreffenden Reize gedeutet werden, wirken sie auf die Hypophyse und das sogenannte „limbische System“, das für die Ausschüttung von Hormonen zuständig ist – also für das Gefühl.

Das ist der Grund dafür, warum Musik unser Gefühlsleben beeinflussen kann, ohne dass wir es merken – im Kaufhaus, im Fahrstuhl, im Film – und auch schon lange in der Medizin. Der Zahnarzt kann durch den Einsatz von entsprechender Musik die Narkotika geringer dosieren, Infarktpatienten haben bei Sprach- und Bewegungstherapien weit größere Erfolge, wenn Musik dabei helfend eingesetzt wird. Es gibt Koma-Patienten, die nach dem Versagen von allen medizinischen „Weckversuchen“ nur einen kleinen musikalischen Reiz brauchten, um wieder am Leben teilzunehmen.

Ich selbst kann mich an eine prägende Situation meines Ersatzdienstes 1972 in Bethel erinnern, in der ein tobender Patient im psychotischen Schub gerade von der „weißen Wolke“ beruhigt werden sollte (damals

der interne Begriff für die brachiale Fixierung durch das Pflegepersonal). Plötzlich, für alle unfassbar, hielt dieser Patient mit in seinem Tobsuchtsanfall inne und bedeutete uns, leise zu sein: Jemand hatte im Nachbarraum zufällig das Radio angemacht, und nun lauschte er den Klängen von „Hey Jude“. Mit einem Lächeln setzte er sich in den nächsten Sessel und hörte fasziniert und völlig entspannt den Beatles zu – so als ob nichts gewesen wäre. Wir waren fassungslos.

Dass Musik bei Patienten Erstaunliches bewirken kann, beschreibt der Neurologe Oliver Sacks in seinem Buch „Recalled to life“⁹ besonders anschaulich. Er schildert den Fall einer Parkinson-Patientin. Die Krankheit



Professor Dr. Joachim Thalmann, 1953 in Gütersloh geboren, ist Lehrbeauftragter für Musikpublizistik im Master-Studiengang Musikvermittlung/Musikmanagement an der Hochschule für Musik Detmold. Im Alter von 15 Jahren übernahm er die Leitung des Posaunenchores des Evangelischen Stiftischen Gymnasiums Gütersloh, den Johannes Kuhlo 100 Jahre zuvor gegründet hatte. Thalmann absolvierte seinen Ersatzdienst im Posaunenwerk der Evangelischen Kirche Westfalen und gehörte seit dieser Zeit dem Westfälischen Blechbläserensemble und dem Westfälischen Posaunenquartett an.

Seine Ausbildung führte über ein Schulmusikstudium und ein künstlerisches Studium als Sänger und Posunist in Detmold und dem Studium der Musikwissenschaft am King's College/London zur Promotion mit einer Dissertation über Johannes Brahms. Thalmann ist einer der Herausgeber der Wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke Johann Hermann Scheins. Er arbeitete viele Jahre lang als Musikkritiker für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, als Moderator und Redakteur für den Hessischen und Westdeutschen Rundfunk und gestaltete viele Sendungen mit klassischer Musik für das Zweite Deutsche Fernsehen.

Fast 30 Jahre lang gehört er zum Vokalensemble DROPS, mit dessen Musik-Kabarettprogrammen er in mehr als 1000 Konzerten und auf Kreuzfahrtschiffen alle Erdteile bereiste. Sein künstlerisches Schaffen ist in zahlreichen Fernseh-, Rundfunk- und Schallplattenproduktionen dokumentiert.

Seit 1990 arbeitet Thalmann an der Hochschule für Musik Detmold. 2007 wurde er vom Senat der Hochschule für seine Verdienste zum Honorarprofessor ernannt. 2008 wurde er vom damaligen Innovationsminister des Landes Nordrhein-Westfalen als eine der 25 kreativsten Persönlichkeiten des Bundeslandes ausgezeichnet.

1 DER SPIEGEL, 1989 Ausgabe 35, S. 177f.

2 Bastian, Hans Günther: *Leben für Musik. Eine Biographie-Studie über musikalische (Hoch-) Begabungen*, Mainz 1989.

3 Bastian, Hans Günther: *Zum Einfluss von erweiterter Musikerziehung auf die allgemeine und individuelle Entwicklung von Kindern*, Mainz 2000, sowie Bastian, Hans Günther: *Kinder optimal fördern – mit Musik*, Mainz 2001.

4 Wenn man so will, konnte Bastian empirisch belegen, was Platon und Aristoteles schon vor 2500 Jahren festgehalten hatten. Die beiden Philosophen hätten der Musik charakterbildende Eigenschaften zugewiesen, ja sie hatten ihr eine große Bedeutung für die staatsbürgerliche Erziehung gegeben.

5 Bastian, Hans Günther (2001), „Warum braucht die (postmoderne) Gesellschaft Musik? Zeitkritische, kulturpolitische und fachpädagogische Gedanken“, in: „Musik – Vermittlung – Leben“, Festschrift Ernst Klaus Schneider, Detmold, S. 39f.

6 Alles spricht dafür, dass gerade die deutsche Sprache mit ihren typischen Klammerkonstruk-

tionen zu derlei Kraftmeierei einlädt: „Vor allem kommt es darauf an, dass sich sprachliche Wendigkeit mit dem Willen, wirklich verstanden zu werden, verknüpft.“, klingt deutsch, ist aber unnötig unübersichtlich. Besser wäre: „Vor allem kommt es darauf an, dass sich sprachliche Wendigkeit mit dem Willen verknüpft, wirklich verstanden zu werden.“

7 Der Neurowissenschaftler Manfred Spitzer diskutiert die negativen Auswirkungen eines Repertoires mit vorwiegend zeitgenössischer Musik auf Orchestermusiker, s. Spitzer, Manfred (2002), „Musik im Kopf. Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk“, Stuttgart: Schattauer, S. 434ff.

8 Popmusik hat sich eben nie dem Originalitätsanspruch aussetzen müssen, dem die klassische Musik seit mehreren hundert Jahren unterliegt, und der diese nicht selten zu unübersichtlichen, skurrilen Gebilden aufblies, mit denen unser Gehirn so seine Schwierigkeiten hat.

9 Sacks, Oliver (1991), „Awakenings – Zeit des Erwachens“, Reinbek: Rowohlt.

bewirkte, dass sie nichts mehr mit Absicht tun konnte. Bewegungen wurden nach und nach unsicherer, stockender – sie konnten nicht mehr initiiert werden und waren ebenso schwer zu stoppen.¹⁰

Als der Pfleger aber einmal ahnungslos eine Schallplatte auflegte, deren Musik Mrs. D. kannte, wurde man plötzlich Zeuge davon, wie alle diese zwanghaften, zackigen Bewegungen verschwanden und abgelöst wurden durch gewollte, leichte und fließende Bewegungen: Mrs. D. dirigierte lächelnd die Musik, die sie liebte, und sie begann zu tanzen – von allen ihren Automatismen befreit.

Sacks stellte fest, dass sogar der bloße Gedanke an Musik für Parkinsonpatienten



ausgesprochen krampflösend sein kann. Die Neurologen erklären sich dies so: Die Musik setzt einen Strom von Erwartungen in Gang, und das Vergleichen mit deren Erfüllung erzeugt einen Aktivitätsfluss, der den Patienten aus seiner Start-Stop-Problematik heraushebelt.¹¹

Wenn allein der Gedanke an Musik physische Prozesse auslösen kann, wie mächtig ist dann Musik, die gehört oder sogar gemacht wird? Der Musikpsychologe Eckart Altenmüller stellte im Jahr 2000¹² fest, dass Musikmachen dem Musikhören noch meilenweit überlegen ist. Beim Hören von Musik zeigt sich Gehirnaktivität in einem abgegrenzten, eindeutig bestimmbareren Bereich, während beim Spielen eines Instruments oder dem Singen weit verzweigte Nervenzell-Netzwerke unter Einbeziehung fast aller Großhirnstrukturen aktiviert werden. Musikmachen ist Vollbeschäftigung für das Gehirn.¹³ Altenmüller rechnete vor, dass wir allein für die Verarbeitung der beim Musikhören entstehenden Eindrücke ungefähr 100 Milliarden Nervenzellen zum Einsatz bringen. Musikmachen ist noch viel anspruchsvoller.

Inzwischen kann mit Sicherheit behauptet werden, dass die frühkindliche Beschäftigung mit klassischer Musik ein ausgespro-

chen effektives Training für den Aufbau der neuronalen Netze ist. Gunter Kreutz sieht einen Grund dafür im Spracherwerb des Säuglings.¹⁴ Ein Säugling muss ja im Sprachfluss seiner Mutter zunächst sinnhaltige Abschnitte erkennen – sogenannte Phoneme – und dann diesen Sinnabschnitten zuverlässige Bedeutungen zuordnen. Das geht durch Beobachten, Nachmachen und Ausprobieren und wird emotional durch Belohnungen geleitet – durch Lächeln, Zuwendung oder Nahrung. So läuft das. Weil nun die Musik ähnlichen Gliederungsprinzipien wie Sprache unterliegt, also vergleichbare Proportionen, Hebungen und Senkungen aufweist und ebenso an Emotionen geknüpft ist, fungiert

Leistung war, die die Werte erhöhte, dann würde sich Singen nicht vom Holzhacken unterscheiden. Etwas anderes steckt hinter diesem Effekt: Vermutlich war es auch das empfundene Glück – biochemisch ausgedrückt, das Oxytocin. Das Hormon wird beim Singen nämlich massenhaft produziert. Oxytocin spielt eine wichtige Rolle im Zusammenhang mit sozialen Bindungen (hört hört!), es ermöglicht eine schnellere Wundheilung, wirkt schmerzdämpfend und angstlösend. Nicht umsonst nennt es der Volksmund „Kuschelhormon“.

Unsere Reaktion auf Musik mit biochemischen Prozessen zu beschreiben, greift freilich zu kurz, um das ganze Phänomen ihrer Faszination zu erfassen. Robert Jourdain hat in seinem Buch „Music, the Brain and Ecstasy“¹⁶ eine wissenschaftliche Erklärung für die Faszination von Musik gefunden. Die geht so: Unser ganzes Leben lang sind wir von Bewegungen umgeben, Bewegungen zwischen größtmöglicher Ruhe (wenn wir ein großes Kornfeld betrachten) und größter Hektik, (wenn wir einmal versehentlich durch MTV zappen).

Alle diese Bewegungen repräsentieren Leben. Musik hat aber gegenüber allen Bewegungen, den optischen wie den anderen akustischen, ein Alleinstellungsmerkmal. Im Gegensatz zu Geräuschen und Bildern erfasst sie nicht nur unseren Geist, sondern unseren Körper gleich mit.

Unsere Kinder und Enkel erleben dies an jedem Wochenende in der Disco, unsere Großväter haben dies beim Wiener Walzer und bei Preußens Gloria erfahren, und ein jeder Klassikliebhaber erlebt es in einem guten Konzert: Er hört dann nicht mehr Musik, er ist dann Musik – ein Effekt, der sich mit Geräuschen oder Sprache nicht erreichen lässt.

Der idealisierte, ebenmäßige Fluss ist es, der Musik aus allen profanen Bewegungen unseres Lebens heraushebt: Gute komponierte Musik läuft so folgerichtig ab, wie dies kein real bewegender Körper kann. Alle unsere Eindrücke von realen, sich bewegenden Gegenständen sind nämlich überlagert von widersprüchlichen oder ablenkenden Einzelheiten. Wir können einfach nur in der Musik so tief versinken, dass wir die kleinen Unregelmäßigkeiten beim Hören vergessen – nicht beim Betrachten eines Bildes, nicht beim Lesen eines Gedichtes.

In guter Musik gibt es kein zufälliges, kein widriges Holpern, kein Stocken und keine störenden Details, alles läuft geplant ab. Nichts aus unserem realen Leben kann mit der Eleganz und mit der Vollkommenheit einer Bach-Suite konkurrieren, wenn wir uns auf sie einlassen. Musik scheint die Grenzen unserer Wahrnehmung aufzuheben. Sie stellt unserer mickrigen, von Widrigkeit zersetzten Welt die Ahnung einer perfekten gegenüber.

Musik quasi als ein geballtes Übungsfeld für den Spracherwerb.

Nun lässt sich erklären, warum Hans-Günther Bastian in den Brennpunktschulen Berlins diese Erfolge feststellen konnte. Jüngste Erkenntnisse legen nahe, dass aktives Musizieren (und namentlich Singen) vermutlich sogar noch mehr bewirken. Und damit komme ich zum letzten Punkt: Musizieren macht vermutlich schlicht gesünder. Um mit Peter Lustig zu sprechen: „Klingt komisch, ist aber so“.

Ausgerechnet im „manager-Magazin“ erschien in der Novemberausgabe 2005 die Meldung unter dem verwegenen Titel: „Ein Lied gegen die Erkältung“. Forscher hatten bei einem Frankfurter Chor vor und nach der Probe eines Oratoriums die Konzentration des Immunglobulin A und des Cortisol gemessen. Immunglobuline sind Stoffe, die der Körper zur Abwehr „feindlich gesinnter“ Substanzen produziert – quasi die Polizei in der vordersten Schleimhaut-Front. Es zeigte sich deutlich: Beim Singen veränderte sich die Immunkompetenz: Der Anteil von Immunglobulin A erhöhte sich um bis zu 240 Prozent. Das Ganze funktioniert übrigens nicht beim bloßen Anhören von Chormusik...¹⁵

Wenn es allerdings nur die physische

10 Jourdain, Robert (1997), „Music, the Brain and Ecstasy“, William Murrow and Company Inc., 1997. Deutsch: „Das wohltemperierte Gehirn. Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt“, Heidelberg: Spektrum, S. 366.

11 Wir stehen am Anfang einer faszinierenden Forschung: In England gibt es seit längerer Zeit eine Kampagne, die erfolgreich Demenzkranke ins Leben zurückholt – ihr eingängiger Titel: „Singing for the brain“.

12 Altenmüller, Eckart (2000): „Macht Musizieren intelligenter?“, zitiert nach Helmut Wittmann, „Die Chancen nützen! Musikunterricht in der Grundschule“, in: „Das Online-Familienhandbuch“

13 Robert Jourdain beschreibt die neuronalen Abläufe beim Musizieren ausführlich. Sein Fazit: „Eine Stunde auf der Bühne kann wie eine Stunde im Boxing sein.“, s. Jourdain, Robert (1997), S. 255.

14 Gunter Kreutz (2004), „Zur Bedeutung von Musik in der frühen Kindheit“, in: Online-Familienhandbuch.

15 Das aktive Singen beeinflusste allerdings auch die Stimmung positiv, nach der Probe fühlten sich alle Beteiligten deutlich besser als zuvor.

16 Jourdain, Robert (1997), „Das wohltemperierte Gehirn. Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt“, Heidelberg: Spektrum, S. 398.